

das Gedächtnis, sondern durch interne Fundamentalrelationen (Prehensionen) in der Gegenwart präsent (98).

Angeichts der gründlichen Gesamtanalyse erscheinen diese Punkte aber als Marginalien. Insgesamt gelingt E. eine umfassende und kritische Interpretation des Ansatzes von Hartshorne, die auch dessen systematische Relevanz für eine moderne Theologie berücksichtigt. Aus diesem Grund ist das vorliegende Werk allen am prozesstheologischen Paradigma Interessierten wärmstens zu empfehlen. T. MÜLLER

HÜBNER, DIETMAR, *Zehn Gebote für das philosophische Schreiben*. Ratschläge für Philosophie-Studierende zum Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten (UTB Philosophie; 3642). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2., durchgesehene Auflage 2013. 80 S., ISBN 978-3-8252-4018-9.

Der Titel weckt Interesse, wobei es jedoch zunächst gilt, die „Zehn Gebote zum philosophischen Schreiben“ zu hinterfragen: Mehr als zehn Gebote sind also nicht erforderlich, um „philosophisch schreiben“ zu können? Oder ist diese Zahl vielleicht sogar zu hoch gegriffen? Die weitaus wichtigere Erkenntnis erhofft sich der Leser aber in Bezug auf das „philosophische Schreiben“ selbst: 80 Seiten sollten schnell rezipiert sein, um zu erfahren, was es damit auf sich hat.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Die Lektüre dieses schmalen Büchleins lohnt. Mehr noch: Als Studierender des Fachs Philosophie sollte man sich ausreichend Zeit nehmen und die 80 Seiten mit Hingabe durcharbeiten. Die erste Verunsicherung gerade in Bezug auf den Titel weicht alsbald einer verständnisvollen Erleichterung, da Hübner (= H.) bereits im ersten Satz seiner Vorbemerkung (7) den etwas plakativ geratenen Buchtitel auf die dem Leser vertrautere Ebene des „wissenschaftliche[n] Schreiben[s] philosophischer Arbeiten“ hebt (ebd.). H.s Intention zielt darauf ab, Studierenden der Philosophie mehr als einen „Leitfaden“ zum Abfassen einer fachkompetenten und professionellen Arbeit an die Hand zu geben. Dieses „Mehr“ wird in zehn jeweils dreifach unterteilten Kapiteln entfaltet, wobei H., Professor für „Praktische Philosophie, insbesondere Ethik der Wissenschaften“ an der Leibniz Universität Hannover, gleich zu Beginn seiner Ausführungen die besondere Herausforderung unterstreicht, die das Studium der Philosophie (z. B. in Relation zum Studium anderer geisteswissenschaftlicher Fächer, vor allem aber hinsichtlich eines mathematisch-naturwissenschaftlichen Studiums) für den Studierenden darstellt: Nicht das ausschließliche Anhäufen von Wissen ist gefordert; auch nicht gefragt sind banale Wiederholungen im schlichten Referatestil (vgl. 45); als „Privileg“ des Philosophie-Studierenden verweist der Autor auf die Ausbildung eines eigenständigen Denkens, das zur „philosophischen Analyse von Argumenten und Überlegungen“ (25) befähigt. Fast schon mantramäßig betont H. dabei immer wieder die deutlich zu vertretene je eigene Position des Schreibenden – etwa dann, wenn es um eine kluge Themenwahl (1. Gebot) geht oder um eine klare Gedankenführung (3. Gebot): Beide Aspekte stellt H. als wesentliche Qualitätsmerkmale einer schriftlichen philosophischen Arbeit heraus. Ebenfalls wichtig ist dem Autor, auf die Funktion der Schriftsprache zu verweisen sowie auf einen angemessenen Schreibstil (6. Gebot), da man sich „immer in die Rolle dessen versetzen [sollte], der Ihre Texte liest und dabei nicht in Ihr Gehirn schauen kann. *Ihr Leser hat nur Ihre Sätze.*“ (35)

Als nicht minder relevant für das Gelingen einer schriftlichen philosophischen Arbeit erachtet H. das Befolgen weiterer „Gebote“ wie z. B. das der Strukturierung (2. Gebot), wobei er dankenswerterweise zwischen inhaltlicher und Formalstruktur unterscheidet. Daran schließt sich nahtlos das bereits erwähnte 3. Gebot an, in welchem auch die in anderen Ratgebern oftmals ignorierte Binnenlogik einzelner Abschnitte Berücksichtigung findet. Als zwar erwähnenswertes, jedoch aus seiner Dozentensicht heraus eher vernachlässigbares und deshalb nur „in aller Kürze“ (75) behandeltes Gebot sieht H. die Formalia (10. Gebot) an. Inwieweit es zutrifft, dass „Dozenten sich dafür am wenigsten [interessieren]“ (ebd.), soll an dieser Stelle nicht erörtert werden. Anzusprechen ist dagegen allenfalls die Ausführlichkeit, mit der sich H. dem 7. Gebot (Die Korrektheit) widmet, da es in diesem Abschnitt nicht, wie evtl. zu erwarten wäre, um die Korrektheit von Fakten geht, sondern um Orthographie, Interpunktion, Grammatik, Syntax. Möglicherweise sind die Hinweise in diesem Abschnitt den tatsächlichen Studienanfän-

gern vorbehalten – denjenigen also, die Referate und Hausarbeiten, jedoch noch keine Qualifikationsarbeiten wie Bachelor-/Masterthesis, Dissertation, – zu verfassen haben.

Auch wenn H. in seinem Büchlein explizit (auch) die Studienanfänger anspricht, sieht Rez.in – z. B. aufgrund der gewählten Beispieltex-te und angesichts der herangezogenen Vergleiche – diese Klientel noch nicht (jedenfalls nicht vollumfänglich) als für H.s Buch geeignet (= bereits aus-gebildet) an: Mancher Hinweis mag wohl auch für sie schon wertvoll sein (2. sowie 6. bis 10. Gebot); andere Passagen (v. a. aus dem 1., 3., 4., 5. Gebot) könnten jedoch gerade den in der Philosophie noch nicht so bewanderten Studienanfänger überfordern.

Unabhängig von diesem marginalen Zweifel schärfen H.s „Zehn Gebote für das philosophische Schreiben“ den Blick für das Wesentliche und bieten in knapp gefasster, übersichtlicher sowie gut lesbarer Form wichtige Hinweise für das Anfertigen wissenschaftlicher philosophischer Texte. Vielleicht kann der Autor bei der nächsten Auflage noch einen Hinweis in das 10. Gebot (Die Formalia) aufnehmen: Für die Referenzierung von Literatur ist immer der *Innentitel* eines Buches heranzuziehen. Diese Regel wird nicht zuletzt durch das vorgestellte Werk belegt, da erst der auf dem Innendeckblatt vermerkte Untertitel den etwas sperrigen Haupttitel erklärt und die „Gebote“ relativiert: Es handelt sich letztlich keineswegs um „Dogmen“, sondern um „Ratschläge für Philosophie-Studierende zum Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten“. M. HAINES

## 2. Biblische und Historische Theologie

SÆBØ, MAGNE (HG.), *Hebrew Bible / Old Testament. The History of Its Interpretation*; vol. I–III. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014. 4391 S., ISBN 978–3–525–54024–4.

Selten passt der Begriff „Jahrhundertwerk“ auf eine Publikation so wie auf diese: Mit dem 2015 erschienenen zweiten Teil des dritten Bandes von „Hebrew Bible / Old Testament. The History of Its Interpretation“ (= HBOT) kommt ein wahrhaft monumentales Unternehmen zum Abschluss. Magne Sæbø und seine Mitherausgeber haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Geschichte der Interpretation, Auslegung, Exegese und Hermeneutik der Hebräischen Bibel beziehungsweise des Alten Testaments über zwei Jahrtausende zu verfolgen und zu beschreiben. Zahlreiche Autorinnen und Autoren haben aus ihren Spezialgebieten Beiträge zu einer bestimmten Epoche, einer bestimmten Region oder Religion oder zu einer bestimmten methodischen Richtung verfasst. Zwar gibt es schon Werke zur Exegese-geschichte, doch eine derartige internationale, interkonfessionelle und interreligiöse Kooperation ist bisher einzigartig und damit auch ein Vorbild.

Aus dem schlichten Titel mit der Doppelbezeichnung „Hebrew Bible / Old Testament“ wird bereits deutlich, dass es sowohl um die jüdische als auch um die christliche Auslegung der Heiligen Schrift(en) Israels geht – beide Stränge werden immer im Wechsel behandelt. Zu dieser Zweigleisigkeit kommt als weitere Herausforderung hinzu, dass „die ganze Welt“ in den Blick genommen wird – besonders in der Neuzeit mit der weltweiten Verbreitung und Inkulturation des Christentums wird dies besonders virulent. Dass hier manches nur in Ansätzen und kurzen Notizen behandelt werden kann, liegt auf der Hand. Überhaupt ist es ein Kennzeichen dieses Sammelwerks aus vielen verschiedenen Perspektiven, dass die Detailtiefe wechselt: Neben Überblicksbeiträgen, die weite Areale der Bibelauslegung abstecken und kompakte Informationen bieten, vertiefen Spezialstudien singuläre Phänomene, die gleichwohl ihre Wirkungen entfaltet haben. Als Beispiele seien die Beiträge von *David J. A. Clines* und *Manfred Oeming* aus Band III/2 genannt: Clines bietet auf gut 20 Seiten einen enzyklopädischen Kurzüberblick über zeitgenössische Methoden zur Exegese der Hebräischen Bibel (von der Gattungskritik, dem reader-response criticism und der Intertextualität über (post)strukturalistische und dekonstruktivistische Ansätze bis hin zur feministischen, genderorientierten, postkolonialen und psychoanalytischen Exegese). Oeming dagegen fragt auf fast ebenso vielen Seiten nach der Bedeutung des Alten Testaments in der systematischen Theologie des 20. Jhdts. und konzentriert sich dabei auf Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer und Hans Urs von Balthasar.